

Volker Brauns: *Fragen eines regierenden Arbeiters*

So sehr es seine ‚Spezialistenseite‘¹ haben mag, man sollte das Literarische nie zu eng auffassen. Auch die ‚binnenliterarischen‘ Elemente der Literatur – ihre Formgesetze und -traditionen – haben eine wichtige politische und soziale Dimension. Literarische Texte verfügen über ein kommunikatives Potential, das ihrer sozialen und historischen Botschaft nicht nur Aktualität, sondern auch Wirkungskraft verleiht: Dies ist noch deutlicher der Fall in Gesellschaften, wo die sonst üblichen Öffentlichkeitsorgane (Presse, Fernsehen, freie Meinungsäußerung) ihre Funktion nicht erfüllen (dürfen). In solchen Gesellschaften rückt die Kunst als Form gesellschaftlichen Bewußtseins und als Mittel der Welterkenntnis oft in eine kritische Funktion hinein.

Brauns Text, der die politische Mündigkeit des Arbeiters im ‚Arbeiter- und Bauernstaat‘ DDR in Frage stellt, ist ein gutes Beispiel für die konkrete Wirkungskraft und kritische Funktion von literarischen Texten. Die Aussage – Warum kommen die Arbeiter in der DDR nicht häufiger zum Wort? – könnte als Kritik am Regime kaum deutlicher sein. Aber Brauns Text hat einen literarhistorischen Hintergrund, der – indem die damalige Leserschaft ihn mitrezipierte – die Aussage noch intensiviert. Er geht nämlich auf den 1935 entstandenen und inzwischen kanonisch gewordenen Text „Fragen eines lesenden Arbeiters“ von Bertolt Brecht zurück. Die letzten Zeilen von Brechts Text werden am Anfang von Brauns Gedicht ausdrücklich zitiert, allerdings mit der Variante, daß Brecht bei den Arbeitern so viele Fragen, Braun dagegen so wenige zu registrieren hatte. Dieser Rekurs auf die Literatur der Vergangenheit – dem wir z.B. auch in der Anthologie in Biermanns Rückgriff auf Heine (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S.72) begegnen – ist in unfreien Gesellschaften eine bekannte Strategie der Kritik: seine Formen reichen von der versteckten Parodie und Satire bis zur ironischen Erinnerung an feststehende Positionen wie in diesem Fall.

Brechts Text attackierte das Schulbuchverständnis von Geschichte. Wo die Geschichtsbücher nur den Namen der ‚großen Männer‘ zitieren (z.B. in dem Satz „Cäsar eroberte Frankreich“), setzt Brechts Text durch ironisches Fragen das bestimmende Element der Geschichte – das Proletariat – in den Geschichtsprozeß wieder ein. „Cäsar schlug die Gallier?“, fragt Brechts Arbeiter. „Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?“ Die Hoffnung, die in Brechts Text zum Ausdruck kommt, ist die klassische Hoffnung des Sozialismus: daß nämlich der Mensch nicht länger Objekt der Geschichte zu sein hat, sondern deren Subjekt, indem er die Geschichte nicht mehr bloß erleidet, sondern aktiv mitgestaltet. Sobald das Proletariat

durch emanzipatorische Prozesse wie allgemeine Bildung (der Arbeiter liest) in die Lage versetzt werden sollte, über die Geschichte zu reflektieren, deckt es den Schwindel der Geschichtsschreibung auf und wird durch Erkenntnis dazu befähigt, sich die eigene Geschichte bewußt zu machen.

Damit wird bei Brecht das Fragen zum Auslöser einer revolutionären Tätigkeit, zu einer Tätigkeit, bei der der Intelligenz eine wichtige Rolle zuerteilt wird. Schließlich baut das ganze sokratische System auf dem Prinzip des Fragens auf, als Akt und Zeichen demokratischer Gleichberechtigung. Wer Fragen stellt, hat ein Recht darauf, dazu das Recht auf eine Antwort. Dabei darf man Brecht nicht ankleiden, er habe damals mit dem raschen Sieg des Sozialismus gerechnet, als ob die „Cäsaren“ allein durch Fragen zu beseitigen wären. Er blickte auf ein europäisches Festland, das auf dem Weg war, sich in den zweiten Weltkrieg zu stürzen, wo „Hitler“ die Sowjetunion, Frankreich, die Welt fast (bzw. kurzfristig) eroberte. Als ob Brecht diese Gefahr nicht gesehen hätte oder bloß durch Fragen aufhalten wollte.

Volker Braun schreibt von der anderen Seite der „Flut / In der wir untergegangen sind“ (Brecht: „An die Nachgeborenen“, 1938), d.h. in der DDR der sechziger und siebziger Jahre. Der Faschismus ist vorläufig besiegt worden, der erste sozialistische Staat auf deutschem Boden ist entstanden – die DDR-Bürger sind sogar in ihrem Staat angekommen (Thema der sog. „Ankunftsliteratur“ nach 1961) –, und trotzdem nimmt Braun die Struktur von Brechts altem Text wieder auf: diesmal mit offener Ironie und Kritik.

Die Relevanz des Brecht-Textes für die DDR ließ sich nicht nur einmal, sondern – wie bei jeder wertvollen Literatur – in jeder Generation neu entdecken. In den fünfziger Jahren hätte man ihn als Kritik am Persönlichkeitskult der Ostblockstaatenführer verstehen können: angefangen bei Stalin (der höchstpersönlich Europa bzw. Deutschland vor dem Faschismus ‚gerettet‘ hatte). Volker Braun war nicht der einzige, der dieses Phänomen auch in der damaligen DDR wiedererkannte: Die DDR-Zeitungen waren voller Bilder der Staatsführer (deren Macht ‚im Namen des Volkes‘ genannt wurde) – es sind die Figuren, deren „Versuchte Nähe“ zu den normalen DDR-Bürgern Hans-Joachim Schädlich mit bitterem Hohn in einem anderen Anthologietext evoziert (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 108), oder Günter de Bruyn 1985 in seinem Roman „Neue Herrlichkeit“. Und Volker Braun griff selber in dem Kurzroman „Unvollendete Geschichte“ (1974) wie Brecht auf Feudalverhältnisse zurück, um die soziale Hierarchie im Sozialismus zu beschreiben. Seine Erzählung gipfelt in den Fragen einer auf einmal unsicher gewordenen Prinzessin (Karins Vater, ‚hohes Tier‘ in Partei- und Lokalverwaltung – wird dem Leser als „König von K.“ vorgestellt; er sitzt als Parteimann „auf den Thronen“ und verfügt über die Menschen.) Auch in diesem Text

¹ Gottfried Benn: *Expressionismus. Gesammelte Werke in 8 Bänden*, hg. v. D. Wellershoff,

wird die gähnende Kluft zwischen den Parteiführern, die „auf den Thronen sitzen“ und den Arbeitern verdeutlicht. In einer solchen Gesellschaft hat die Erinnerung an Brechts Text noch brisante Aktualität.

Der Textvergleich macht auch auf einen anderen Aspekt von Brauns Text aufmerksam, auf die Frage nämlich, was aus dem Optimismus von Brechts Text geworden sei. Warum ist dieser Optimismus des ‚vorsintflutlichen‘ Brecht in der DDR nicht in Erfüllung gegangen? Braun stellt damit die Legitimität der DDR als Erbe sozialistischer Hoffnung in Frage. Indem er hier auf eine Affinität mit Brecht anspielt, macht er eine Verzweiflung deutlich, der in unserem Text ein kleiner, trotziger Optimismus beigemischt wird, in dem seine Leser eine weitere Affinität zu Brecht heraushören. Interessant zu bemerken ist, daß der „lesende“ Arbeiter in Brechts Gedicht sich zum „regierenden“ Arbeiter bei Braun verwandelt – eine Änderung, die eine Entwicklung oder einen Fortschritt in den Machtverhältnissen der DDR suggeriert. Doch im Text wird nur die Passivität der Arbeiter immer wieder unterstrichen. Statt aktiv an dem Machtprozeß beteiligt zu sein, werden die Arbeiter durch Presse und andere Medien über ihre angebliche Macht informiert: „Die Zeitungen melden unsere Macht [...] Die Sender funken der Welt unseren Kurs“. Ebenso wird verdeutlicht, daß der für Brecht vorbildlichen Mündigkeit des Arbeiters im realen Arbeiter- und Bauernstaat der Maulkorb vorgehängt wurde. „Wie viele von uns / Nur weil sie nichts zu melden hatten / Halten immer den Mund versteckt / Wie ein Schamteil?“ Die Macht der Arbeiterschaft hat sich von der angestrebten politischen Realität in die leere sprachliche Parteiloskel verflüchtigt. Die starke Diskrepanz zwischen den Arbeiterparolen, die die politische Ermächtigung der Arbeiterklasse melden, („Auf den Thronen sitzen unsre Leute“, „Auf den Plätzen stehen unsere Namen“) und ihrer eigentlichen Machtlosigkeit fällt immer wieder auf. Doch Braun hält – trotz allem – an den Grundprinzipien des Sozialismus fest, er hofft – trotz allem – darauf, daß die Menschen in der DDR doch irgendwann an die Macht kommen werden (vgl. die wichtige Traumszene in „Unvollendete Geschichte“). Die Fragen am Ende des Gedichts müssen darauffolgend als direkte Fragen ans Regime verstanden werden – an ein Regime, das jedoch verbesserungsfähig ist. Das Gedicht endet nicht wie Huchels „Ophelia“ mit einem Ton der Resignation oder mit Hoffnungslosigkeit, sondern mit dem Ton des Widerstands, sogar mit der Hoffnung auf ein besseres System. Für Intellektuelle bedeutete es einen Akt des Widerstands, das noch in einem Staat glauben zu wollen, in welchem sie spätestens seit dem 1965 einberufenen 11. Plenum zur Einsicht gezwungen waren, daß sie in der DDR nichts zu sagen hatten (für Braun wurde diese Einsicht durch das Nichterscheinen seines Textes „Unvollendete Geschichte“ bis 1989 unterstrichen).

Volker Brauns Text ist sowenig wie der Brechts als ein Kommentar lediglich zum ‚realpolitischen‘ Geschehen zu verstehen. Auch die Rolle der Intelligenz wird in diesem Text deutlich thematisiert, und zwar auf eine zeittypische Weise. Die sechziger Jahre wurden immer wieder vom Bestreben markiert, in der DDR so etwas wie ein ‚operatives‘ Schriftstellertum zu verwirklichen. Diese Ästhetik, die sich zu verschiedenen Zeiten von der klassischen ‚Autonomieästhetik‘ abgrenzte, bildete den Leitgedanken vieler seiner Vorgänger in der revolutionären Kunst, beispielsweise in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bei den ‚Jungdeutschen‘, in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts bei Tretjakow, Benjamin und Brecht. Auch diese Intellektuellen wollten, daß sich die Kunsttätigkeit nicht im ‚kulinarischen‘ (Brecht) Konsumverhalten erfülle, sondern in der sozialpolitischen Nutzbarkeit einer revolutionär aufgeklärten Kunst. Diese ‚operative‘ Ästhetik gehörte zur revolutionären Erbschaft der Weimarer Republik, die vom offiziellen ‚sozialistischen Realismus‘ nicht verdrängt werden wollte. Sie klang in den von jungen Künstlern mit Begeisterung aufgenommen Parolen des sog. ‚Bitterfelder Weges‘ (1959f.) mit. Auch arbeiten viele der Aufsätze Volker Brauns aus den sechziger Jahren demonstrativ mit dem Wortschatz der ‚Operativität‘ (z.B. der Brechtschen Kategorie des ‚eingreifenden‘ Denkens, der Ablehnung des fertigen, abgeschlossenen Kunstwerks. „Kommt uns nicht mit Fertigen“, schrieb Braun in „Anspruch“ („Gedichte“. Frankfurt 1979, S. 7)). Und in „Fragen eines regierenden Arbeiters“ spielt Braun auf den ausbleibenden Diskurs eines Arbeiters an, der weder gefragt wird noch selber Fragen stellt: Nicht nur Politiker haben in dieser Aufgabe versagt, auch die Schriftsteller müssen ihre Funktion erkennen, ihr Werk an die Arbeiter (die ‚Nicht-Spezialisten‘) zu richten und ihnen in der Formulierung von neuen Fragen zur Seite zu stehen. Wir dürfen den Text also als bewußte Herausforderung des DDR-Staates verstehen: eine Herausforderung, der der Staat nicht standhielt.

Stand: 1.7.2000

Hugh Ridley ist Professor für Germanistik am University College in Dublin, Irland.
 Julianne Higgins (M.A.) war am University College in Dublin als Germanistin beschäftigt.